

# Lukas 18,9–14:

## Das Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner

Predigt am 15. Oktober 2006 in der  
Bekennenden Evangelisch-Reformierten Gemeinde in Gießen

### Lesung

„<sup>9</sup>Er sagte aber auch zu etlichen, die auf sich selbst vertrauten, daß sie gerecht seien, und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: <sup>10</sup>Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. <sup>11</sup>Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst so: O Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner da. <sup>12</sup>Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme!

<sup>13</sup>Und der Zöllner stand von ferne, wagte nicht einmal seine Augen zum Himmel zu erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: O Gott, sei mir Sünder gnädig!

<sup>14</sup>Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt in sein Haus hinab, im Gegensatz zu jenem. Denn jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer aber sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ (Lukas 18,9–14)

### Einleitung

Unser heutiger Predigttext gehört sicherlich zu den bekanntesten im Neuen Testament. Dieser Abschnitt so greifbar, so realistisch, daß er oft gar nicht als ein Gleichnis wahrgenommen wird. Daran sehen wir, wie groß die Mißverständnisse um den Charakter der Gleichnisse eigentlich sind. Irgendwo nistet in uns immer noch der Gedanke, ein Gleichnis sei gleichsam eine spektakuläre Erzählung, eine erfundene Geschichte, die sehr bemüht eine geistliche Wahrheit zu konstruieren versucht. Gerade das sind die Gleichnisse des Herrn Jesus Christus aber nicht. Die in den Gleichnissen geschilderten Vorgänge waren tatsächlich Begebenheiten aus dem Alltag der Hörer, es waren wirkliche, alltägliche Beobachtungen, die sie kannten und verstanden, die ihnen jetzt aber als sichtbare Vorbilder für Vorgänge im Reich Gottes vor Augen gestellt wurden.

Zugegeben, mit manchen der in den Gleichnissen geschilderten Vorgänge haben wir heute, Tausende Jahre und Tausende Kilometer entfernt, einige Schwierigkeiten. Wer von uns kennt noch einen Sämann, der mit einem Sack voll Saatgut über seinen Acker geht? Wer von uns kann sich vorstellen, zu nachtschlafender Zeit seinen Nachbarn aus dem Bett zu klingeln, um ihn um etwas zu essen zu bitten? Wer von uns reist um die Welt, um eine kostbare Perle zu suchen? Sicher nur sehr wenige. Da ist die Schilderung in unserem heutigen Predigttext doch viel greifbarer, oder nicht? Aber gerade deshalb sollten wir nicht den Fehler machen, ihn als banale Erzählung zur Kenntnis zu nehmen, sondern wir wollen anhand dieses einfachen, verständlichen Beispiels erst recht unseren Blick auf das Reich Gottes schärfen und unseren Stand im Reich Gottes prüfen.

In dem heutigen Gleichnis geht es in unübertroffener Deutlichkeit um das Thema Selbstgerechtigkeit. In kaum einem anderen Abschnitt wird die pharisäische Selbstgerechtigkeit, die Jesus auf Schritt und Tritt entgegenschlug, so konkret benannt und verurteilt wie hier. Wir hatten bereits einige Gleichnisse betrachtet, die inhaltlich ähnlich waren, aber hier wird die Sache auf den Punkt gebracht. In der Person des Pharisäers springt uns die Selbstgerechtigkeit ins Gesicht – und im krassen Gegensatz dazu sehen wir am Beispiel des Zöllners die Selbstverleugnung. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Personen zieht sich durch das ganze Gleichnis hindurch, von dem Moment, in dem sie den Tempel betreten, bis zu dem Moment, in dem sie ihn wieder verlassen. Und darum wollen wir im folgenden diesen Gegensatz zwischen dem Pharisäer und dem Zöllner Schritt für Schritt herausarbeiten, und zwar anhand der folgenden drei Kategorien:

1. Ihr Auftreten
2. Ihr Gebet
3. Ihr Lohn

## Ihr Auftreten

Schauen wir als erstes einmal auf die Einstellung und das Auftreten der beiden Figuren. Zunächst der Pharisäer. Vielleicht ist es hier an der Zeit, kurz zu erklären, wer die Pharisäer eigentlich waren. Sie begegnen uns überall im Neuen Testament, da ist es gut zu wissen, was es eigentlich mit ihnen auf sich hatte.

Das Wort „Pharisäer“ stammt aus dem Hebräischen und bedeutet soviel wie „abgesondert“. Es handelt sich um eine religiöse Gruppe oder Strömung, die sich in den letzten Jahrhunderten vor der Zeitenwende herausgebildet hatte. Die Juden waren aus der Gefangenschaft zurückgekehrt und lebten wieder in ihrem eigenen Land. Aber anders als zuvor hatten sie nun nichts mehr mit den Götzen ihrer heidnischen Nachbarvölker am Hut. Wir hatten kürzlich anhand der Zeit des Königs Hiskia gesehen, wie es einige Generationen zuvor in Israel zugegangen war. Nein, von diesen Verirrungen war das Volk kuriert. Aber jetzt waren

neue Gefahren aufgetaucht. Beispielsweise der Hellenismus, die Philosophie aus Griechenland, die im Gefolge der Eroberungszügen Alexanders des Großen in den Nahen Osten hinüberschwappte. Und diese Philosophie war insofern eine wirkliche Bedrohung, als sie nicht nur den jüdischen *Gottesbegriff*, sondern insbesondere den jüdischen *Gottesdienst*, die Zeremonien, die religiösen Vorschriften, die Ordnungen und Satzungen angriff und in Frage stellte. Es drohte also eine neuerliche Verwässerung der geistlichen Normen, an denen die Existenz des Volkes hing. Und einige Männer hatten das sehr scharfsinnig erkannt. Sie hatten erkannt, daß Israels Existenz an der Existenz seiner Religion hing. Und darum traten sie für die Bewahrung dieser Religion samt all ihrer Ordnungen ein, die von den neuartigen Einflüssen aus dem Westen, aus Griechenland und Rom, bedroht waren. Sie sonderten sich von dem entweder philosophierenden oder aber gleichgültigen Teil des Volkes ab, sie wurden „Pharisäer“.

Im Grunde ist das eine sehr begrüßenswerte Einstellung. Aber das Problem war, daß die Pharisäer vergaßen, was denn der Hintergrund all der Ordnungen, Zeremonien, Vorschriften und sonstigen Äußerlichkeiten der jüdischen Religion war. In ihrem Streben, der fremden Welt etwas entgegenzusetzen, konzentrierten sie sich auf äußerliche Rituale und vergaßen darüber den eigentlichen Inhalt. Sie lasen, z. B. in 5. Mose 11, daß der Herr sie segnen werde, wenn sie seinen Geboten gehorsam seien. Und so hielten sie sich strikt an den Buchstaben des Gesetzes, ja sie erfanden sogar noch weitere Regeln, die vermeintlich im Einklang mit den vorhandenen Geboten standen und schufen so eine völlig neue Religion, in der die Gerechtigkeit nicht mehr aus Glauben, sondern aus Werken kam. Solange man nur bestimmte Regeln befolgte, durfte man sich Gottes Segens sicher sein. Und dieser Segen, so glaubten die Pharisäer, bestand vor allem aus einem eigenen Land mit einem eigenen König, also einem äußerlichen, fleischlichen Frieden vor äußerlichen, fleischlichen Feinden.

Das war das Weltbild der Pharisäer. Im Mittelpunkt des Interesses stand das Wohlergehen des Menschen, genauer gesagt des Volkes Israel. Das Volk hatte sein Schicksal selbst in der Hand: Vollbrachte es die Werke des Gesetzes, so durfte es auf Segen Gottes hoffen, befolgte es das Gesetz nicht, so mußte es mit seinem Fluch rechnen. Gott war zum Erfüllungsgehilfen menschlicher Ansprüche geworden.

Darum blickte der Pharisäer in unserem Gleichnis so selbstbewußt und selbstzufrieden auf sich selbst. Darum trat er fröhlich und zufrieden in den Tempel. Er schritt erhobenen Hauptes durch die Halle, fing die ehrfürchtigen Blicke der Leute ein, die sich ebenfalls zum Beten dort aufhalten, posierte vor dem Altar oder gar vor dem Vorhang zum Allerheiligsten, hob die Hände zum Himmel und betete.

Ja, dieser Pharisäer war sehr von sich überzeugt. Er wußte, daß er mit voller Berechtigung in die Gegenwart Gottes treten kann. Er kannte seine Fähigkeiten. Er wußte, daß seine

guten Werke ihn über alle Maßen groß werden lassen. Und er erwartete selbstverständlich Gottes Wohlwollen und Segen angesichts eines solchen Gehorsams.

Und genau diese Selbstgerechtigkeit war die Sünde des Pharisäers. Er leugnete seine Sünde. Und damit meine ich nicht die hier und da begangenen Sünden, sondern die grundsätzliche Sünde, die dem Menschen anhaftet und ihn vollends vereinnahmt, sein ganzes Wesen, Denken und Handeln. Es ist die Sünde, von der David in Psalm 51,7 bekennt:

„Siehe, in Schuld bin ich geboren, und in Sünde hat mich meine Mutter empfangen.“

Bevor der Mensch noch geboren wird, ist seine Sündhaftigkeit schon eine Realität, ist seine Schuld vor Gott Wirklichkeit. Das wollten die Pharisäer nicht begreifen. Das leugneten sie. Für sie war die Sünde nichts weiter als eine Nachlässigkeit in der Befolgung bestimmter Satzungen. Darum waren sie sehr schnell dabei, wenn es darum ging, andere als Sünder zu brandmarken. Denn bei sich selbst brauchten sie nicht zu suchen, denn wer das Gesetz hält, kann kein Sünder sein.

Das war übrigens auch der Grund, warum die Pharisäer Jesus Christus so sehr haßten, daß sie ihn sogar im Tausch gegen einen Mörder hinrichten ließen. Sie haßten ihn, weil er ihnen ständig ihre Sünde vorhielt und sich als den Erlöser von der Sünde bezeichnete. Einen solchen Messias erwarteten sie nicht, einen solchen Messias brauchten sie nicht, ein solcher Messias war eine Gefahr für ihre Religion.

Während also der Pharisäer voller Selbstbewußtsein in den Tempel trat, folgte in seinem Schatten ein Zöllner. Auch zu dieser Gesellschaftsgruppe müssen wir ein paar Worte verlieren.

Der Begriff „Zöllner“ ist uns heute nicht mehr gut verständlich. Vielleicht denken wir an einen Grenzbeamten. Die Zöllner hatten damals die Aufgabe, die Steuern für die Obrigkeit einzusammeln. Die Obrigkeit in Israel waren im 1. Jahrhundert die Römer. Israel stand unter Fremdherrschaft. Das war schlimm genug. Aber daß dann diese Zöllner kamen – heute würden wir sagen: Finanzbeamte –, um im Auftrag der Besatzer das Volk auszuplündern, das machte die Sache noch schlimmer. Diese Zöllner waren ja in der Regel Juden, Männer aus der Mitte des Volkes, die nicht nur an der politischen Unterdrückung des Volkes teilhatten, sondern sich im Schutz ihres Amtes zum Teil sogar selbst unverschämt bereicherten. Wir können verstehen, warum diese Leute so verhaßt waren. Im heutigen Zeitalter der Einzugsermächtigungen und elektronischen Steuererklärungen ist der Zöllner ein anonymes Rädchen im großen Staatsgetriebe geworden, aber damals hatte der Ausbeuter ein Gesicht.

Entsprechend ängstlich und verschämt und schuldbewußt schlich dieser Zöllner hinter dem Pharisäer die Treppe zur Tempelhalle hinauf. Er legte es nicht darauf an, von allen gesehen zu werden, nicht von seinen Mitmenschen und erst recht nicht von Gott. Im Gegenteil. Er stolzierte ganz gewiß nicht durch die Halle und stellte sich vor aller Augen hin und hob die

Hände empor. O nein. Er blieb „von ferne“ stehen (Vers 13), in einer dunklen Ecke irgendwo hinter einer Säule dicht beim Eingang. Er hatte sich aufgerafft, war in den Tempel gegangen, aber nun hatte ihn sein Mut verlassen.

## Ihr Gebet

Die Haltung dieser beiden Männer widerspiegelt sich sehr deutlich in ihrem Gebet.

Der Pharisäer war, wie wir gesehen haben, sehr selbstbewußt. Er blickte auf sich selbst. Und, so lesen wir, er „betete“ auch „bei sich selbst“! Sein Gebet richtete sich nicht an den Herrn, sondern er führte in Wahrheit ein lautes Selbstgespräch. Er reflektierte sein Leben, sein Handeln, seine Werke – und fand nur Lob. Um so heuchlerischer ist die Verpackung, die er für seine Selbstbeweihräucherung wählte: „O Gott, ich danke dir“ (Vers 11). Diese Floskeln kommen immer gut an. Gott danken, loben, preisen – das gehört zu einem Gebet dazu. Das erwarten die Leute von einem. Aber blenden wir diese Einleitung zum Gebet des Pharisäers aus, dann finden wir nur noch „Ichs“: „Ich bin nicht wie die anderen ... ich faste ... ich gebe ...“ (Verse 11–12). Und da konnte auch nichts anderes kommen. Der Pharisäer *mußte* sich selbst loben, er *mußte* sich auf seine Werke berufen, denn die waren das einzige, das ihn von anderen unterschied. Seine Religion der Werkegerechtigkeit zwang ihn dazu, sich nur mit Menschen zu vergleichen. Und dadurch wurde sein Stolz immer weiter genährt und bestätigt!

Aber wie wäre es, wenn er sich mit Gott verglichen hätte? Das hätte ihn sofort zu Boden geschlagen. Das hätte ihn demütig gemacht. Aber er blickte nicht auf Gott, nur auf sich selbst. Und von sich selbst, von seiner erhabenen Position aus, blickte er herab auf seine Mitmenschen.

Deshalb sagte ich, daß sein Dank an Gott heuchlerisch war, denn in Wirklichkeit dankte nicht *er* Gott, sondern er erwartete, daß Gott *ihm* dankt. Grund genug gab es ja. Gott gebietet, einmal im Jahr zu fasten? Ich faste zweimal in der Woche! Das Gesetz verlangt, den Zehnten vom Einkommen zu geben? Ich gebe den Zehnten meines ganzen Besitzes! Ich bin nicht nur gerecht, ich bin mehr als gerecht, supergerecht, ich könnte sogar von meiner Gerechtigkeit abgeben! Ich weiß nicht, ob der Pharisäer seine Gedanken so weit hat schweifen lassen. Es wäre nur konsequent. Jedenfalls hat die römisch-katholische Kirche, die ja eine vergleichbare Werkereligion betreibt, diese Konsequenz gezogen und verehrt ganze Heerscharen von Heiligen: Menschen, die angeblich so viele gute Werke angehäuft haben, daß die heutige Generation noch davon zehren könne.

Den Kern und das Herz des Gesetzes aber erblickt man aus dieser Perspektive nicht. Aus der Perspektive der Werkegerechtigkeit kann das Gesetz nur eine willkürliche Sammlung von Vorschriften sein, die es unbedingt einzuhalten gilt. Darum kamen die Pharisäer auch mit der Frage zu Jesus, welches denn das größte Gebot sei. Und welches Gebot nannte der Herr? Eines, das gar nicht im pharisäischen Katalog stand, an dem aber alles hängt:

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken. Das ist das erste und größte Gebot. Und das zweite ist ihm vergleichbar: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten.“  
(Matthäus 22,37–40)

Wie anders war dagegen das Gebet des Zöllners! Wir haben schon gesehen, daß er „von ferne“ stehenblieb. Er wußte, wofür dieser Tempel stand. Der Tempel war kein prachtvoller Ort, an dem Menschen sich gegenseitig bewundern konnten. Nein, der Tempel war der Ort, an dem der heilige Gott Gemeinschaft mit seinem Volk hatte. Wer sich in den Tempel begab, begab sich in die Gegenwart des heiligen Gottes! Das wußte der Zöllner. Er wußte auch, wer dieser Gott ist. Er kannte das Wort Gottes, genau wie der Pharisäer. Er konnte es nicht auswendig aufsagen wie der Pharisäer, aber er wußte wenigstens soviel, daß er Gott in seinem Wort erkannte. Und – das hatte er dem Pharisäer voraus – er erkannte im Licht dieses Wortes auch sich selbst. Das war der Unterschied. Der Pharisäer wußte nichts von sich. Der Zöllner schon. Und er war so überwältigt von dem Kontrast, dem himmelhohen Gegensatz zwischen Gott und sich selbst. Er war so überwältigt, daß er sogar sein Gebet vergaß. Er konnte nicht anders, als den Blick voller Scham nach unten zu richten. Ganz recht, er wagte es nicht, seine Augen zum Himmel zu heben, denn dort steht ja der Thron Gottes! Er blickte auf den Fußboden, schlug sich an die Brust und rief: „O Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (Vers 13).

Das war alles, was der Zöllner vorbrachte. Keine endloses Geplapper, keine ausschweifenden Reflektionen über dieses und jenes, kein langes Sündenregister, schon gar keine Liste guter Werke. Nur die eine Bitte: „Sei mir Sünder gnädig!“ Das müssen wir etwas näher beleuchten.

Übersehen wir nicht die Geste, die uns geschildert wird. Das Schlagen an die Brust war ein Zeichen für Trauer und Verzweiflung. So wie wir bei einer bestürzenden Nachricht manchmal die Hände vors Gesicht schlagen, so schlugen sich die Israeliten im allgemeinen und dieser Zöllner im besonderen auf die Brust. Das paßte ganz zu anderen Gesten seiner Demut.

Und dann seine Worte. Er bezeichnete sich selbst als „Sünder“. Im Original ist es sogar noch verstärkt, indem es eigentlich heißt, „Gott, sei mir, *dem* Sünder, gnädig!“ Ich bin nicht irgendein Sünder, nein, ich bin *der* Sünder. Ich habe nicht nur gesündigt, nein, ich *bin* Sünder, das ist meine Natur. Und wenn ich mich selbst so im Licht des Wortes Gottes erkenne, dann brauche ich nicht mehr auf andere Menschen zu schauen. Dann weiß ich, daß ich *der* Sünder bin. Es kann keinen schlimmeren geben. Bedenken wir: Wenn uns der Gedanke in den Sinn kommt: „Ha, der da hat aber mehr gesündigt als ich“, dann stehen wir sofort neben dem Pharisäer und beten: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie andere Menschen.“

Der Zöllner hat nichts vorzubringen. Er bekennt, daß er Sünder ist, durch und durch Sünder. Er sieht sich unter dem gerechten Zorn Gottes. Er kann sich auf nichts berufen. Er kann auf nichts verweisen, das Gott irgendwie umstimmen könnte. Seine einzige Hoffnung ist Gott selbst: Sei du, Gott, mir, dem Sünder, gnädig! Das heißt hier wörtlich: Bedecke meine Sünde! Sühne meine Schuld! Der Zöllner weiß, daß Gottes Gerechtigkeit Bezahlung der Sündenschuld erfordert, und er weiß auch, daß er diese Bezahlung selbst nicht leisten kann, nicht einmal in Ansätzen. Darum bittet er Gott, diese Aufgabe zu übernehmen. Einen anderen Weg gibt es nicht. Es gibt keine Versöhnung, keine Gnade, keinen Frieden, keine Rechtfertigung, wenn nicht Gott selbst sie bewerkstelligt.

Was für ein Gegensatz! Der Pharisäer marschierte mitten in die Tempelhalle – „... when the saints go marchin' in!“ Der Zöllner dagegen verkroch sich in einer dunklen Ecke. Der Pharisäer plapperte munter drauflos – der Zöllner war sprachlos vor Entsetzen. Der Pharisäer erwartete huldvoll ein himmlisches Schulterklopfen – der Zöllner schrie um Gnade. Der Pharisäer erhöhte sich über seine Mitmenschen – der Zöllner demütigte sich in Grund und Boden.

## Ihr Lohn

Und dann gingen beide wieder aus dem Tempel heraus und nach Hause. Aber so gegensätzlich wie sie gekommen waren, so gegensätzlich, wie sie gebetet hatten, so gegensätzlich gingen sie auch. „Ich sage euch: Dieser [der Zöllner] ging gerechtfertigt in sein Haus hinab, im Gegensatz zu jenem [dem Pharisäer]“ (Vers 14).

Der Pharisäer war voller Selbstgerechtigkeit gekommen. Ein kurzer Besuch im Tempel, der eigentlich unnötig, aber doch ganz angenehm war. Und so hörte er denn den Applaus der Menschenmenge, er sah ihre anerkennenden Blicke und hielt diese für die Antwort Gottes auf sein Gebet und vor allem auf sein Leben. Und darum verließ er den Tempel so, wie er gekommen war: voller Selbstgerechtigkeit. Aber das Schlimme: Er war gar nicht gerechtfertigt! Er hatte nicht erkannt, daß er vorher wie nachher unter Gottes Zorn stand. Er hing nach wie vor dem Irrglauben an, daß der Mensch durch seine Werke gerechtfertigt werde. In diesem Irrglauben ging er nach Hause, und in diesem Irrglauben lebte er weiter. Er fuhr fort, sich selbst zu erhöhen, und sollte nach der Warnung des Herrn schon bald sehr tief erniedrigt werden.

Vom Zöllner dagegen lesen wir, daß er gerechtfertigt nach Hause ging. Wir dürfen durchaus davon ausgehen, daß hier nicht nur die objektive Rechtfertigung gemeint ist, also die Tatsache, daß Gott den Zöllner für gerecht erklärt hat, sondern auch, daß sich der Zöllner dieser Rechtfertigung selbst bewußt war! Er war überzeugt davon, daß seine Sünde bedeckt war, daß Gott seine Schuld gesühnt hatte, und darüber freute er sich, ganz so, wie wir es vorhin im Psalm 32 gelesen haben.

Und das ist etwas ganz Wichtiges. Das ist nämlich nichts Geringeres als der Kern des christlichen Glaubens! Wahrer Glaube heißt, daß ich von Herzen darauf vertraue, daß *meine* Sünde vergeben und daß *mir* ewige Gerechtigkeit und Seligkeit von Gott geschenkt ist, und zwar allein aus Gnade und aufgrund der Verdienste Christi (vgl. Heidelberger Katechismus, Sonntag 7, Frage/Antwort 21).

Diesen Glauben hatte der Zöllner. Er vertraute darauf, daß Jesus Christus am Kreuz derjenige sein sollte, der seine Sündenschuld bedeckt. Er vertraute darauf, daß der Tod des Christus – auch wenn der eigentlich noch in der Zukunft lag – ein *wirksames* Sühnopfer darstellt. Viele reden bekanntlich davon, daß durch den Tod Christi das Heil sozusagen für jeden einzelnen Menschen „bereitliege“, daß aber der Mensch dieses Heil im Glauben ergreifen müsse, ehe er dann *aufgrund* seines Glaubens gerechtfertigt werde. Gern wird auch das Bild eines Ertrinkenden geschildert, dem ein Rettungsring zugeworfen wird, an den er sich nur klammern muß. Tut er das aber nicht, so geht er unter.

Liebe Gemeinde, das glaubte der Zöllner nicht. Er glaubte nicht, daß er ein Ertrinkender sei. Nein, er wußte, daß er *tot* war, tot durch Übertretungen und Sünden (Epheser 2,1). Toten nützen Rettungsringe nichts mehr, Tote können sich nirgendwo anklammern. Nein, Tote brauchen etwas ganz anderes, die brauchen neues *Leben!* Und dieses neue Leben entspringt allein aus dem Tod und der Auferstehung Christi. Und an diese Kraft und Wirksamkeit des Kreuzes auf Golgatha glaubte der Zöllner. Für ihn war Christus keine Möglichkeit, die er aus freiem Willen ergriffen hätte, sondern ein Geschenk, das Gott ihm völlig souverän, aus Gnade zugeeignet hatte. Er sah seinen Glauben nicht als *Antwort* auf das Heilswerk auf Golgatha, sondern als *Frucht* dieses Heilswerkes.

Wenn wir das begriffen haben, wenn wir begriffen haben, daß Gott allein unser Heil wirkt, von Anfang bis Ende, daß wir aus uns nichts dazu beitragen, weder Glauben noch Entscheidungen noch Bekehrungen noch gute Werke noch sonst irgend etwas, dann erst können wir Gott wirklich danken. Denken wir an den Pharisäer, der Gott für etwas dankte, was er doch in Wirklichkeit selbst vollbracht zu haben glaubte. Wir danken Gott nicht für etwas, was wir angeblich getan haben, denn wir haben nicht getan, nichts, absolut nichts. Gott hat alles getan: Er hat uns zu sich gezogen, er hat seinen Sohn als Sühnopfer für uns hingegeben, er eignet uns den rechtfertigenden Glauben durch sein Wort und seinen Heiligen Geist zu, er bewahrt uns bei sich, so daß wir nicht aus seiner Hand fallen können ...

Darum: Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn! Ehre, Ruhm und Dank sei diesem Gott!